

## **Bremer Literaturpreis 2026 – Förderpreis**

Preisverleihung am 26. Januar 2026, im Bremer Rathaus

### **Kaleb Erdmann: »Die Ausweichschule«**

#### **Laudatio auf Kaleb Erdmann, gehalten von Sandra Kegel**

Als Robert Steinhäuser am Morgen des 26. April 2002 das Haus verlässt, wundert sich seine Mutter, dass er zur Abiturprüfung eine alte Cargo-Hose mit großen Seitentaschen trägt. Sie denkt: „Lass den Jungen in Ruhe“ und sagt, wie sie sich später erinnern wird: „Heute ist endlich Schluss.“ – „Ja“, erwidert er: „dann ist Schluss“.

Kurz vor elf Uhr betritt ihr Sohn die Schule. In der Toilette maskiert und bewaffnet er sich. Dann durchkämmt er das Gebäude, Stockwerk für Stockwerk. Wenn er eine Lehrerin oder einen Lehrer sieht, schießt er. Zwei Mitschüler tötet er durch die geschlossene Tür. Dann, gegen Viertel nach elf, trifft er im ersten Stock auf seinen ehemaligen Geschichtslehrer. „Robert, hast du geschossen?“, fragt Rainer Heise. „Jetzt kannst du mich auch erschießen. Aber du musst mir dabei in die Augen schauen“.

„Für heute reicht’s“, entgegnet Robert Steinhäuser. Der Lehrer schafft es, ihn in eine Kammer zu schieben und einzusperren. Dann ist Schluss. Dann fällt der letzte Schuss. Nachdem Robert Steinhäuser zwölf Lehrerinnen und Lehrer getötet hat, einen Schüler und eine Schülerin, eine Sekretärin und einen Polizisten – erschießt er sich selbst.

Zu diesem Zeitpunkt war er seit einem halben Jahr kein Schüler des Gutenberg-Gymnasiums mehr. Nachdem er Unterricht geschwänzt und Atteste gefälscht hatte, wurde er durch einen Akt bürokratischer Exklusion von der Schule verwiesen. Aufgrund einer Besonderheit des damaligen Schulgesetzes in Thüringen stürzte er ins Nichts, ohne Abschluss. Und weil er volljährig war, musste die Schule seine Eltern nicht informieren. Und tat es auch nicht.

Am Abend des Schulverweises hob Robert Steinhäuser Geld ab, kaufte sich zwei Wochen später die Tatwaffe und trat dem Schützenverein „Domblick“ bei.

So könnte man den Amoklauf von Erfurt erzählen. Chronologisch, als Tatsachenbericht, als Minutenprotokoll, in dem - unausweichlich - ein Schrecken den nächsten jagt, ein Versagen auf das nächste folgt. Das könnte vielleicht auch erwarten, wer Kaleb Erdmanns Roman „Die Ausweichschule“ zum ersten Mal in die Hand nimmt. Dass der Roman von eben diesem Amoklauf handelt. Oder von einem Autor, der einen Roman über eben diesen Amoklauf schreibt. Oder von einem Autor, der nicht in der Lage ist, über diesen Amoklauf zu schreiben, und gerade dadurch darüber schreibt. All das könnte man vermuten, mit guten Gründen. Doch „Die Ausweichschule“ verweigert sich diesen Lesarten. Mit sehr viel besseren Gründen.

Denn tatsächlich ist dieses herausragende, beklemmende und ja, manchmal auch heitere Stück Literatur ein Text, der seinen Protagonisten beim Scheitern beobachtet: beim Aufschieben, beim Verdrängen, beim literarischen Hütchenspiel mit der realen Katastrophe, die sich der Verwertung zu einem Stück Doku-Fiktion beharrlich entzieht.

Der Ich-Erzähler, ein Schriftsteller, der als Zwölfjähriger den Amoklauf von Erfurt überlebte und jetzt, zwei Jahrzehnte später, grandios scheitert, ist die fragile Sensation dieses Romans. Weil es Kaleb Erdmann über diese Figur gelingt, der voyeuristischen Falle zu entgehen, die seinem Stoff innewohnt. Die Tragödie, die in der Geschichte herumsteht wie ein Grabstein, der nicht verwittert, ist da, sie ist geschehen und hat eine Stadt und ein ganzes Land verletzt.

Der Roman verschweigt das nicht, vollzieht aber eine andere Denkbewegung, indem er der sensationalistischen Verführung widersteht. „Die Ausweichschule“ handelt nicht nur von einer Tragödie und nicht nur von der Unmöglichkeit des Beschreibens einer Tragödie, sondern verweigert sich auch dem Pathos der Unbeschreibbarkeit. Darin liegt das literarische Wagnis dieser Erzählung. In den Unklarheiten, Unschärfen und offenen Enden.

„Die Ausweichschule“ ist deshalb auch ein Roman, und eben nicht, wie vielfach gesagt, ein Sachbuch, Tatsachenbericht, Essay oder Langreportage. Sogar als Reisebericht wurde er gelesen, weil der Protagonist rastlos zwischen Frankfurt und Erfurt, München, Prag, dem Elsass und Bamberg unterwegs ist. Die Verwechslung zwischen dem Autor Kaleb Erdmann und seinem Ich-Erzähler geht so weit, dass ihm bei Lesungen Volvic-Gurke-Minze-Flaschen überreicht wurden. Dabei geht es der Romanfigur ja gar nicht um den Minz-Geschmack, sondern um die leere Flasche, für seine Reisen, weil er eine nervöse Blase hat.

Er ist ein Nervenbündel mit Angstattacken. Das ist beklemmend, weil das Erinnern und Schreiben genau das hervorholt, was am meisten wehtut. Und es bricht sich im Slapstick, den grotesk-komischen Qualen eines Autors, der ausweicht, Bahn. Immer wieder lenkt er ab, sucht nach der richtigen Haltung, hält an verunglückten Metaphern wie „Teeaufgruss“ für Erinnerung fest. Seitenweise schreibt er über die Wucht der Ereignisse, die ihm „wie heißer Dampf“ entgegenschlagen, um zuletzt alles Geschriebene wieder zu löschen. Die Madeleines von Erfurt sind hart wie Stein. Und die Literaturprofis im Leben des jungen Schriftstellers hartherzig.

Können Sie nicht etwas mehr so schreiben wie Joachim Meyerhoff, fragt der Lektor, der das Exposé gelesen hat. Sein Thema sei, nun ja, ein wenig klein, eine eher „stille Angelegenheit“: Das Großwerden eines Wessi-Jungen im Osten der Republik. „Wenn Ihr Roman doch nur etwas mehr hätte von Meyerhoffs ..., von Joachim Meyerhoffs ... – von Meyerhoffs Art.“ ...“Sie waren ja, wenn ich das richtig verstehe, von dem Amoklauf nicht einmal richtig traumatisiert.“

Hätte der Lektor doch nur recht. Könnte er doch nur erahnen, wie sehr sein Gegenüber mit sich ringt, mit seinen schiefen, kaputten Tagen, mit seiner Schlaflosigkeit, dem monströsen Stoff, den er eins um andere Mal umschiff. Ausweichbewegungen sind das poetische Prinzip dieses Romans. Sie sind der Selbstverteidigung eines traumatisierten Kindes geschuldet und den Selbstzweifeln eines erwachsenen Autors, der fürchtet, „grundlos in dieser Geschichte herumzustochern – oder, schlimmer noch, - „den Horror geschäftsmäßig anzuhäufen ... für den Kick, den man bekommt, wenn auf dem Handydisplay eine Pushnachricht mit dem Wort Flugzeugunglück auftaucht.“

Kann man sich das Erlebte von der Seele schreiben? Und welches Recht hat man überhaupt als Überlebender dazu? Mit diesen Fragen laboriert der Ich-Erzähler herum, bis sich vor lauter Vermeidungsstrategien plötzlich das Höllenfenster der Erinnerung öffnet. Wie das damals war, als die Schüler die ersten Schüsse für Baustellenlärm hielten. Wie die Gruppe Fünftklässler über einen Zaun kletterte und zu einem Mitschüler ging, der ein paar Straßen weiter wohnte.

Wie sie dort auf dem Teppichboden saßen und auf einem pixeligen Röhrenfernseher FIFA 2001 spielten, bis die Eltern sie abholten. Er könne sich nicht daran erinnern, in Panik gewesen zu sein oder dass jemand auf darauf zu sprechen kam, was ihnen gerade zugestoßen war, heißt es im Text. Dabei hatte der Zwölfjährige den Amokläufer in der Schule gesehen. Die Pumpgun auf dessen Rücken hielt er zunächst für ein Schwert und den Maskierten für einen „Ninja“.

Diese kindliche Fehlwahrnehmung inmitten der Katastrophe zeigt, wie der Roman arbeitet: als Spiel mit Perspektiven und als fragile Annäherung, die nur Fetzen von Erinnerung zulässt. Und selbst diese nehmen dem Erwachsenden noch die Luft zum Atmen. Dann muss er Geschirr spülen oder dem Rat seiner Therapeutin folgen, innere Listen zu erstellen – wie Tiere mit E oder Süßigkeiten mit Marzipan. Wenn seine Realität zu verrückt wird, zählt er Länder auf, deren Hauptstädte nicht die größten Städte sind. „Australien. Canberra. Sydney“, sagt er dann, oder: „Kanada. Ottawa. Toronto.“

Der luzide Humor im Roman ist dabei kein Gegenzauber, er bildet vielmehr die nervöse Mimik des Tragischen ab. „Die Ausweichschule“ lacht nicht über Erfurt, Gott bewahre, sondern über einen mit sich ringenden Autor genauso wie über unsere Erwartungen an ein Storytelling und über einen Literaturbetrieb, der aus jedem Ereignis einen Bestseller machen möchte. „Denkst du eigentlich an einen zweiten Roman?“, fragt die Agentin ihren jungen, verletzten Autor. „Ständig“, antwortet der. „Und? Schreibst du ihn auch?“, bohrt sie weiter. „Er denke ernsthaft ans Anfangen“, antwortet er.

Es sind diese Ausfluchten und Umwege, in denen sich der Schatten der Tragödie von Erfurt abzeichnet. Traumatherapie bedeutet nicht, zu trauern“, heißt es einmal. Es bedeutet nicht einmal, mit Trauer umzugehen. Es bedeutet einzig und allein, wieder Boden unter die Füße zu bekommen“. Doch wie soll das gehen? Dieser Roman zeigt es uns, indem er von einem Jungen erzählt, der Fragen hatte, auf die er vielleicht nie eine Antwort finden wird.

Immer wieder baut der Roman Momente auf, die Erwartung wecken: Jetzt! Jetzt wird das Attentat frontal erzählt, jetzt kommt der große, ernste, eindeutige Moment, jetzt bekommen wir eine Antwort auf die nagende Frage nach dem Warum. Warum musste das geschehen? Doch immer wieder schiebt sich etwas davor, eine Reise, ein längst vergessener „-Post“, ein Gespräch mit Hatice, der Freundin, oder dem Dramatiker, dem sein Theaterstück über Erfurt so leicht von der Hand geht. Als sei es für ihn einfacher, Erinnerung zu produzieren, weil er nicht dabei war.

Immer wieder imaginiert der Ich-Erzähler Gespräche, Situationen und Sätze, die er dann verwirft. Selbst die Sehnsucht nach Klarheit wird bei ihm zur Ausweichbewegung. Allmählich dämmert uns die literarische Zumutung, dass auch unsere Erwartungen enttäuscht werden. Weil es keine angemessene Form für Erfurt geben kann, kein ordentliches Narrativ mit Anfang, Höhepunkt und Erlösung.

Wie Kaleb Erdmann das macht, wie er mit der Figur seines Autors spielt, ihn zugleich Erzähler, Figur und Studiogast seiner inneren Talkshow sein lässt, ist brilliant. In diesen inneren Monologen zeigt er die ganze Verführungskraft der wohlklingenden Phrasen – und stellt ihr das banale, ungeschönte Nicht-Schreiben gegenüber: leere Dokumente, abgebrochene Sätze, Dateien mit Namen wie „Opfer“ „Taliban“, „Glock 17“, „Mossberg 590“, „Waffengesetz“, „Gedenktafel“, „Blumenmeer“, die wie eine Provokation über dem Bildschirm hängen.

Nach der Tat wurden die Schüler des Gutenberg-Gymnasiums für mehrere Jahre in einem anderen Gebäude unterrichtet, das im Schulalltag die „Ausweichschule“ hieß. Daher der Name des Romans. Auch sie wird nie wirklich beschrieben, sondern umkreist. Auch Bildungsräume können Orte des Ausweichens, Vermeidens und Verdrängens sein.

Der Roman als Ansammlung von Versuchen, Skizzen, Anfängen und Abbrüchen riskiert viel. Doch er vertraut darauf, dass sich nur in dieser Fragmentierung so etwas wie literarische Ehrlichkeit überhaupt finden lässt. Indem Kaleb Erdmann seinen Schriftsteller sich permanent selbst korrigieren, überschreiben und widerlegen lässt, verfolgt er eine Ethik der Vorläufigkeit. Damit tut er etwas Bemerkenswertes: Er verweigert sich der Illusion, dass sich durch Literatur etwas Unbegreifliches wie der Amoklauf von Erfurt „verstehen“ lässt.

Dafür stellt er die virulente Frage, warum wir überhaupt so sehr verstehen wollen. Was versprechen wir uns davon, einen Täter psychologisch zu durchdringen, seine Biographie lückenlos zu rekonstruieren und seine Motive zu erhellen? Und was macht das mit den Toten, wenn diese Erklärungsarbeit zum dramaturgischen Gerüst wird?

Hier leistet Kaleb Erdmanns überraschend leichtfüßiger Ton etwas. Er hält die Dinge in der Schwebe. Sicher, der Umgang mit dem historischen Ereignis ist von Vorsicht getragen, feige ist er aber nie. In die Selbstironie des Autors mischt sich vielmehr der Abgesang auf die bequemen Narrative, mit denen auch wir uns vor den Zumutungen der Welt so gern schützen wollen.

Dem Roman ist zu entnehmen, wie gründlich der Autor die Debatten rund um die Ästhetisierung von Gewalt, den Medienrummel und die Nachahmungstäter studiert hat – und wie wenig Lust er hat, diese Debatten in Romanform nachzusprechen. Was er stattdessen liefert, ist die Reflexion, wie sehr die Kritik am Spektakel selbst dazu neigt, spektakulär zu sein.

„Ich bin mir nicht sicher, ob man unbedingt zwanzig Jahre später ein Buch über den Erfurter Amoklauf schreiben muss“, bekennt der Ich-Erzähler an einer Stelle, und fährt fort: „Wunden aufreißen, einen Topf umrühren, den man vielleicht ganz in Ruhe lassen sollte. Welchen plausiblen Grund es dafür geben könnte. Was ich weiß, ist, dass meine Gliedmaßen heute, in den Zwanzigerjahren des einundzwanzigsten Jahrhunderts, taub werden, wenn ich Erfurt zu nahe komme, und meine Luftröhre sich verschließt.“

Ich weiß, dass mir letztes Jahr in einer Frankfurter Apfelweinwirtschaft ein Thüringer Montagearbeiter die Nase gebrochen hat, um Robert Steinhäuser zu verteidigen, und wenn ich schon daran denke, wird mein Kopf schwer, mein Nacken steif, und natürlich schmerzt meine Nase. Nach einem halben Jahr des Schreibens weiß ich immer noch wenig über meine eigene Motivation, aber ich weiß, dass ich nichts aus dem Amoklauf lernen will, weil er kein Schulbuch, kein Schaubild, kein Merksatz ist, dass ich nichts aus ihm schöpfen will, denn er ist kein Waschbecken und kein Brunnen, sondern ein reales Ereignis, in dessen Folge heute siebzehn Menschen nicht mehr leben.“

„Die Ausweichschule“ ist keine heroische Bewältigung eines schwierigen Stoffes, sondern das ehrliche Protokoll einer Überforderung. Auch nach 300 Buchseiten ist sie für den Ich-Erzähler nicht vorbei. Am Ende steht kein kathartischer Moment, sondern etwas viel Schwierigeres: die Einsicht, dass das peinliche Schweigen, der Schweiß und die Umwege dazugehören und bleiben werden. Damit kann uns der Roman nicht beruhigen. Vielmehr versetzt er uns in Unruhe.

Denn er spiegelt auch unser Bedürfnis nach Beruhigung, unsere Sehnsucht nach klaren Einordnungen, starken Figuren, eindeutigen Positionen – nach einer Geschichte eben. Ein Text, der diese Wünsche erfüllt, sollte uns künftig verdächtig sein. Kaleb Erdmann traut uns hingegen zu, ratlos zu bleiben. Und wenn er uns zum Lachen bringt, stutze wir für einen Moment. Weil wir die Ausweichschule in uns erkennen, deren Stundenplan unsere eigenen Zumutungen prokrastiniert.

Ich gratuliere ganz herzlich zum Förderpreis des Bremer Literaturpreises 2026.

– ES GILT DAS GESPROCHENE WORT –

**RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG**

Stiftung des Senats der Freien Hansestadt Bremen  
c/o Stadtbibliothek Bremen · Am Wall 201 · 28195 Bremen  
Fon (0421) 361-34560 · eMail: [kontakt@ras-hb.de](mailto:kontakt@ras-hb.de)  
[www.rudolf-alexander-schroeder-stiftung.de](http://www.rudolf-alexander-schroeder-stiftung.de)